

Blätter für den häuslichen Kreis

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 48

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



◦ D's Adänke. ◦

(Nachdruck verboten.)

D's Adänke isch e länge Wäg,
Er fñhrt i wyte Ferni z'rück,
Zi yne heidne Syte steit
Berganges Leid, verganges Glüd.

Und mi erlät zum zwöite Mal,
Das was verby isch und was schlaft.
Mi lächlet über mängi Stund
Und freut sich über d'Jugedkraft.

Mängs reut eim tief und bitterlech
Und mi miechs anders, we me chönnt,
Und düütlech gspürt me, wie im Härz
Gar mängi Wunde wieder brönn.

Mi chlammeret mit aller Gewalt
Sich a verlorni Liebi a,
Mi scheßt sie jeze dopplet höch,
Und möcht sich wieder werme dra.

Sie chunnt halt nid. D'Bergangeheit
Schlaft rüjig uus i ihrem Grab.
De schlycht me z'rück i d'Gägewart
Und wüschyt e stilli Träne-n-ab.

E. W.-M.



Auf der Brücke über das Goldene Horn in Konstantinopel.

Alle Schuld rächt sich.

Roman von **Ewald August König.**

7

(Nachdruck verboten.)

Der Doktor war an dem Hause, in dem er wohnte, längst vorbeigegangen. Mit dem Hut in der Hand durchwanderte er die heißen Straßen. Die Spaziergänger strömten in dichten Scharen von draußen herein — ihn trieb es hinaus, er mußte allein sein mit seinen Gedanken. Was er begonnen hatte, das wollte er nun auch beenden; keine Ruhe wollte er sich gönnen, bis er die Geheimnisse Knieeburgs erforscht hätte. O, welcher Triumph mußte es für ihn sein, wenn er dem Gerichte bewies, daß es damals einen Lustmord begangen, einen völlig Schuldlosen verurteilt hatte! Er wurde über Nacht ein berühmter Mann — die ganze Stadt sprach von ihm, und gelang es ihm dann noch, sein Examen zu bestehen, so durfte er als Advokat sofort auf seine glänzende Praxis rechnen.

Er ging in tiefem Nachdenken weiter und blieb vor einer eleganten Gartenwirtschaft stehen. Noch immer seinen Gedanken nachhängend, trat er ein, schritt an den besetzten Tischen vorbei, ohne sich nach rechts oder links umzublicken. Er fand eine Laube, in der noch kein Gast saß. Nachdem er den Wein bestellt hatte, machte er es sich bequem.

Wieder versank er in Brüten, aus dem ihn bald eine bekannte Stimme weckte; sie kam aus der angrenzenden Laube. Die Zwischenwand war so durchsichtig, daß der Doktor die beiden Personen erkennen konnte, die dort saßen.

Erwin Kreuzberg mit seiner Schwester Erna! Augenblicklich erinnerte sich der Doktor an das Billet, das er in der Tasche trug.

„Ich begreife Deine Ungeduld nicht,“ hörte der Doktor den Nachbar in ärgerlichem Tone sagen; „wir kommen immer noch früh genug nach Hause.“

„Aber es paßt sich durchaus nicht, daß Fanny mit dem Offizier allein durch den Garten geht,“ erwiderte Erna.

„Nah, Jedermann weiß, daß Eduard Hartenberg mein bester Freund ist,“ spottete Erwin. „Weshalb sollte ich ihm meine Schwester nicht anvertrauen dürfen? Man kann auch die Brüderie zu weit treiben, ich liebe das nicht.“

„Ein junges Mädchen kann nicht ängstlich genug seinen guten Ruf hüten, Erwin; das solltest Du als Bruder auch bedenken.“

„Vieher Himmel, was kann denn passieren?“ fragte er, und sein spöttischer Ton klang jetzt scharf und schneidend. „Im schlimmsten Falle verloben sich die Beiden.“

„Und das wäre in der Tat ein sehr schlimmer Fall,“ erwiderte Erna ernst. „Du kennst Papas Abneigung gegen eine solche Heirat — er würde seine Einwilligung nicht geben.“

„Das bliebe abzuwarten!“

Die Ruhe des Bruders regte Erna nur noch mehr auf — sie strich mit einer hastigen Geberde das blonde, lockige Haar aus der Stirn zurück, und ein zorniger Blick traf Erwin aus den tiefblauen Augen. „Wenn Du sie nicht aufsuchen willst, so werde ich gehen,“ sagte sie mit bebender Stimme; „ich kenne den Leichtsinns Fannys. Das entscheidende Wort ist rasch gesprochen, und später läßt es sich nicht zurücknehmen.“

Zögernd erhob sich Erwin, zündete an der Gasflamme eine Zigarre an und blickte in den dichtbelaubten Garten hinaus.

„Ich kann Dich doch nicht allein lassen!“ sagte er unwirsch.

„Sorge nicht um mich — hier verkehren nur anständige Herren, und im Notfall ist immer ein Kellner in der Nähe.“

„Mit Deinen lächerlichen Dummheiten verdirbst Du mir den ganzen Abend,“ erwiderte er. „Wir hätten vielleicht nachher noch eine Flasche Sekt getrunken, nun gehen wir sofort nach Hause, wenn ich die beiden gefunden habe.“

„Damit bin ich einverstanden.“

Der junge Herr zuckte ärgerlich mit den Achseln und trank sein Glas aus, dann verließ er die Laube.

Auf diesen Augenblick hatte der Doktor mit Ungeduld gewartet. Mit dem Billet in der Hand stand er gleich darauf vor der jungen Dame. „Bitte, erschrecken Sie nicht,“ sagte er mit einer tiefen Verneigung. „Einem Freunde, dessen Sie sich noch erinnern werden, habe ich versprochen, Ihnen diesen Gruß zu überbringen.“

Mit einer Miene, in der sich Mißtrauen spiegelte, blickte Erna auf den Doktor, und dann auf das Billet, das angenommen sie zögerte.

„Ein Freund, dessen ich mich erinnern werde?“ erwiderte sie.

„Ja wohl, der Ihnen den Weg zeigte, als Sie sich im Walde verirrt hatten. Bitte, wenn Sie ihm antworten wollen, so adressieren Sie Ihre Antwort an mich, Doktor Riese, Rosengasse 13; ich werde dieselbe sicher in seine Hände gelangen lassen.“

Purpurglut hatte die Wangen Ernas übergossen, verwirrt senkte sie die Wimpern. Simon Riese lächelte und legte das Billet auf den Tisch. „Vergessen Sie nicht: Doktor Riese, Rosengasse 13,“ sagte er leise. „Auf meine Verschwiegenheit und Ergebenheit dürfen Sie vertrauen.“

Als er sich zurückgezogen hatte, griff Erna hastig nach dem Billet, und von seinem Beobachtungsposten aus konnte der Doktor bemerken, daß sich ihre Wangen beim Lesen des Billets noch dunkler färbten. Sie hatte es kaum in die Tasche gesteckt, als Erwin mit der Schwester und dem Lieutenant zurückkehrte.

Fanny war, wie ihre Schwester, eine hohe, schlanke Gestalt, mit schwarzem Haar, eine blendende Schönheit, nur lag um die Lippen ein Zug, der einen trotzigen, herrschsüchtigen Charakter verriet.

„So, da wären wir wieder,“ sagte der Lieutenant, während Fanny ihrer Schwester einen zürnenden Blick zuwarf. „Ein schauerhaft schöner Abend, gnädiges Fräulein, hätten auch einen Spaziergang machen sollen! Wenn Sie gestatten, gehen wir noch einmal gemeinsam durch den Garten.“

Erna hatte sich erhoben. „Wir müssen nach Hause,“ erwiderte sie kühl. „Es ist spät geworden — Papa sieht es nicht gern, daß wir so lange draußen bleiben.“

„Papa ist ja nicht zu Hause,“ sagte Fanny in unwilligem Tone. „Er würde uns auch keinen Vorwurf machen, da Erwin uns begleitet.“

Erna gab keine Antwort, sondern legte ihre Hand in den Arm des Bruders.

Hartenberg bot ihrer Schwester den Arm.

„Fräulein Erna ist ja heute sehr ungnädig,“ sagte er leise, nachdem sie den Garten verlassen hatten.

„Launen!“ erwiderte Fanny grollend. „Erna amüsiert sich heute Abend nicht, das ist die Ursache ihrer Ungnade.“

„Um so besser amüsieren wir uns,“ scherzte er. „Bitte, gehen Sie nicht so rasch, teures Fräulein, wir kommen immer noch zu früh nach Hause. Darf ich da wieder anknüpfen, wo wir durch Erwin unterbrochen wurden?“

„Ich weiß nicht, Herr Lieutenant —“

„Sie müssen es mir erlauben, denn auf Ehre, Fräulein Fanny, ich werde unglücklich, wenn Sie mir einen Korb geben. Also sagen Sie Ja, und ich rede morgen mit Ihrem Herrn Papa.“

Fanny hielt die Wimpern gefenkt. „Ich weiß nicht, wie mein Papa darüber denkt,“ flüsterte sie. „Ich fürchte fast, daß er seine Einwilligung verweigern wird.“

„Na, na, aus welchen Gründen sollte er das tun?“ erwiderte der Lieutenant selbstbewußt. „Was kann er gegen mich haben?“

„Sie sind Offizier —“

„Aeh, ist das nicht ein höherer Stand als der Kaufmannsstand? Ich trage den Rock Seiner Majestät unseres Königs, den Jedermann hochachten muß! Ich trage Sie auf meinen Händen durch das Leben, Sie sollen beneidet werden von Ihren Freundinnen, nun lassen Sie mich auch nicht lange bitten!“

„Reden Sie mit Papa,“ sagte sie leise.

„Famos! Werde also morgen vormittag mit Helm und Schärpe kommen, hoffe, über Tisch bleiben zu dürfen!“ „Und wenn nun mein Vater seine Zustimmung verweigern sollte?“ fragte Fanny mit neu erwachender Besorgnis. „Nah, ich habe keine Furcht! Er kann seine Ablehnung nicht begründen, werde den Kampf mit ihm aufnehmen, wenn er ihn anbietet.“

„Sie nehmen das alles zu leicht, weil Sie den Eigensinn meines Vaters nicht kennen. Ich hoffe gewiß das Beste, denn mein eigenes Glück hängt ja davon ab; aber wir müssen auf das Schlimmste vorbereitet sein.“

„Ich sehe nicht so schwarz,“ scherzte er, doch es lag

etwas Gezwungenes in seinem scheinbar heiteren Ton. „Wenn er absolut nicht will, schicke ich ihm meinen Vater, der steht auf unserer Seite und wird uns helfen. Wenn nur die Tochter will, muß der Papa ja nachgeben — alte Tackel! Und bleibt er dennoch eigenmächtig, na dann —“

Er mußte abbrechen — sie waren vor dem Hause Kreuzbergs angelangt, wo Erwin und Erna sie schon erwarteten. Erwin hatte die Haustür geöffnet — er erklärte, den Freund noch begleiten zu wollen. Die Mädchen verabschiedeten sich von dem Lieutenant und traten ins Haus.

„Ich kann Dir nicht oft genug wiederholen, daß Du sorgfältiger auf Deinen Ruf achten mußt,“ zürnte Erna, als beide Schwestern sich im Wohnzimmer befanden. „Wie kommst Du nur mit dem Lieutenant allein so lange im Garten promenieren? Legst Du denn gar keinen Wert auf das Gerede der Leute?“

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die Lippen Fannys, die vor dem Spiegel stand und ihr reiches Haar glättete.

„In diesem Falle nicht,“ erwiderte sie, „so wenig wie auf Dein Urteil! Du hättest Erzieherin werden sollen, Erna; nur bitte ich Dich, versuche Dein Talent nicht an mir.“

„Gewiß nicht; ich weiß ja, daß es nutzlose Mühe sein würde,“ fuhr Erna fort. „Ich nehme als ältere Schwester nur das Recht in Anspruch, Dir zu raten und Dich zu warnen. Du kennst die strengen Grundsätze des Vaters; wie nahe liegt die Möglichkeit, daß ein Freund ihm sagt, er habe Dich in der Gartenrestauration am Arme eines Offiziers gesehen.“

„Ich kann den bösen Zungen nicht Schweigen gebieten!“ antwortete Fanny achselzuckend.

„Von bösen Zungen ist hier keine Rede — Du gehst sehr leichtfertig über eine ernste Sache hinweg! Was willst Du dem Vater antworten, wenn er Dich zur Rede stellt?“

Fanny wandte sich um — ihre dunklen, blitzenden Augen ruhten voll Spott auf der Schwester, die sich in einen Sessel niedergelassen hatte. „Daß Lieutenant Hartenberg selbst ihm die Antwort geben würde,“ erwiderte sie. „Ich hoffe, diese Erklärung wird Dir genügen!“

Ueberraschung und ernste Besorgnis spiegelten sich in den Zügen Ernas. Er hat um Dich geworben?“ fragte sie.

„Ja wohl, ich hatte das Glück.“

„Und Du? Welche Antwort gabst Du ihm?“

„Ich bin glücklich — was verlangst Du noch mehr?“

„Das wars, was ich fürchtete,“ sagte Erna mit sorgenvoller Miene. „Ich hätte es gern verhindert, aber Erwin durchkreuzte meine Absicht; er hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen — ich möchte sie nicht mit ihm teilen.“

„Er wird an ihr nicht schwer zu tragen haben,“ lachte Fanny. „Wenn er es wünscht, nehme ich alles auf mich.“

„Denkst Du denn gar nicht an die Abneigung, die Papa gegen diesen Freund Erwins hegt?“

„Gewiß, aber da ich diese Abneigung unbegründet finde, so kann ich sie nicht als ein unbesiegbares Hindernis betrachten,“ sagte Fanny, das Haupt trotzig zurückwerfend. „Papa hat mitunter sonderbare Ansichten: zu ihnen gehört auch seine Antipathie gegen die Offiziere. Ich hoffe, Eduard wird ihn eines bessern belehren.“

„Lieutenant Hartenberg ganz gewiß nicht! Er ist nach meiner innigen Ueberzeugung nicht der Mann, an dessen Seite eine gebildete, feinfühlende Frau glücklich werden kann. Ich will mein Urteil über ihn nicht weiter ausdehnen, aber hinzufügen muß ich doch, daß ich nicht begreife, wie Du Dich diesem Mann verloben konntest.“

In den dunklen Augen Fannys blitzten Zorn und Enttäufung auf. „Ueber diesen Punkt werde ich wohl keine Rechenschaft abzulegen haben,“ erwiderte sie scharf. „Es sind Herzensangelegenheiten, die nur mich allein angehen. Meine Schuld ist es nicht, daß Dir das Glück bisher nicht gewogen war; wenn das Dich erbittert, so solltest Du doch Deinen Zorn nicht an mir auslassen!“

„Das war boshaft, Fanny!“ sagte Erna verlezt. Aber die Schwester hörte die Worte schon nicht mehr — sie hatte das Zimmer in sehr geräuschvoller Weise verlassen.

Erna hielt den Blick lange auf die Tür geheftet und langsam fuhr sie mit ihrer Hand über die Stirn. Dann holte sie das Billet aus der Tasche und las es noch einmal.

„Was soll ich antworten? Kurt von Erlenthal! Ein schöner Name, ein stattlicher Mann. Ihm ein Rendezvous bewilligen? Nein, das darf ich nicht. Ich will mit Papa

offen darüber reden; es ist besser, ich wende mich vertrauensvoll an ihn, als daß ich Geheimnisse vor ihm habe. Doktor Riese, Rosengasse 13 — Papa soll diesem Herrn die Antwort geben.“

Sie faltete das Billet wieder zusammen und verließ ebenfalls das Zimmer, um sich in ihr Schlafgemach zu begeben.

7. Eine unwillkommene Botschaft.

Friz Knickeburg erwachte am nächsten Morgen mit wildestem Kopf. Er hatte am Abend vorher, nachdem der Doktor fortgegangen war, die Branntweinflasche geleert, ohne an die Folgen dieser ungewohnten Ausschweifung zu denken; nun bereute er zu spät, sich nicht gemäßig zu haben.

Das verstimmte ihn; Habakuf Streicher, der im Bureau schon auf ihn wartete, war ebenfalls in schlechter Laune. Er hatte kurz vorher beim Frühstück einen leidenschaftlichen Auftritt mit seiner Tochter gehabt. Er hatte sie aufgefordert, dem jungen Martin zu schreiben, und ihm sein Wort zurückzugeben; diesem Befehl war eine entschiedene Weigerung entgegengekehrt worden. Und als Habakuf Streicher in der Aufregung die Hand erhob, um seine Tochter zu schlagen, flüchtete sie hinauf zur Witwe Reinhard, auf deren Schutz sie zählen durfte.

Den Gruß Knickeburgs erwiderte der Makler nicht; er sah zu, wie der alte Mann den Rock wechelte, die Geschäftsbücher vor sich hinlegte und die Feder hinter das Ohr schob.

„Wissen Sie, wie Sie aussehen?“ fragte er höhnlich. „Wie ein Strauchdieb, der die Nacht in einer Schnapstneipe verbracht hat! Sie haben getrunken — Sie verpeften das ganze Zimmer mit Ihrem Branntweindunst.“

„So schlimm ist es nicht,“ erwiderte Knickeburg trotzig, dem nun auch das Blut zu wallen begann. Man kann's mir wahrhaftig nicht verdenken, wenn ich einmal hinter dem Glase Vergessenheit suche.“

Ein rohes Lachen war die Antwort Streichers, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte und mit großen Schritten auf und ab ging. „Vergessenheit?“ sagte er. „Was wollen Sie vergessen? Daß Sie im Gefängnis gewesen sind? Wenn Sie es auch könnten, andere Leute vergessen es nicht, und ich habe etwas im Pulte, womit ich Ihnen das Gedächtnis immer wieder auffrischen kann.“

Der Schreiber ließ das kahle Haupt auf die Brust sinken, ein schwerer Seufzer entrang sich seinen Lippen.

„Sie wissen wohl, was ich meine,“ entgegnete er. „Sie kennen mein elendes Leben —“

„Machen Sie ihm ein Ende, wenn es Ihnen nicht mehr gefällt!“ höhnte der Makler. „Niemand wird Sie vermissen — es ist nur ein Lump weniger in der Welt. Werden Sie nur nicht sentimental; Sie haben sich selbst so gebettet, wie Sie liegen!“

„Ich allein nicht, andere haben mir dabei geholfen,“ erwiderte der alte Mann, ihn fest anblickend. „Sie haben die Fellen gestellt und die Schlingen zugezogen —“

„Weshalb sind Sie hineingegangen?“

„Weil ich ein armer Teufel war. Sie wußten, daß ich Hunger litt, daß ich nicht widerstehen konnte; Sie wollten ein Werkzeug haben —“

„Na, und ich habe es jetzt,“ unterbrach ihn Streicher barsch. „Zerren Sie immerhin an der Kette, aber machen Sie keinen Versuch, sie zu durchbrechen; es würde Ihnen übel bekommen. Nur das Eine möchte ich Ihnen noch sagen, bleiben Sie dem Branntwein fern, ich dulde keinen Säufer in meinem Hause.“

„So weit kann es schon deshalb nicht kommen, weil ich nicht die Mittel dazu habe!“

„Das will nichts heißen,“ fuhr Streicher fort, der vor dem Pulte stehen geblieben war und eine Zigarre anzündete. „Sie lassen sich vielleicht von anderen traktieren, die ein Interesse daran haben, Sie auszuhorchen.“

Der Schreiber blickte betroffen auf — im ersten Moment stieg eine bange Ahnung in ihm auf, der Makler könne von seiner Unterredung mit dem Doktor bereits Kenntnis erhalten haben.

„Wer das versuchen wollte, würde schön ankommen,“ sagte er mit unsicherer Stimme.

„Und widerständen Sie der Versuchung nicht, so würde ich einige Zeilen an den Staatsanwalt schreiben, bester Herr; vergessen Sie das nicht. Genug davon! Ich habe mit meiner Tochter Ärger genug, sie muß aus dem Hause. Schreiben

Sie eine Annonce, in der ich eine Stelle für das Mädchen suche, und zwar als Haushälterin; sie muß Beschäftigung haben, damit ihr die Heiratsgedanken vergehen. So weit wie möglich soll sie von hier fort, und den Burschen bringe ich ins Gefängnis, dann wird die Geschichte wohl zu Ende sein.“

„Wäre es nicht besser, wenn Sie die Beiden glücklich machten?“ fragte der Schreiber, bedenklich das fahle Haupt schüttelnd. „Martin Grimm hat Ihnen doch nichts Böses getan — er soll ein braver und solider Mensch sein —“

„Ein boshafter Halunke ist er!“ fuhr der Matler auf. „Wollen Sie den niederträchtigen Schreiber der anonymen Briefe in Schutz nehmen?“

„Hat er sie wirklich geschrieben?“

„Ich habe Ihnen ja die Beweise vorgelegt!“

„Ich glaube trotzdem nicht daran; es wäre nicht das erste Mal, daß ein Schuldloser auf falsche Beweise hin verurteilt worden ist.“

Habakuk Streicher sah den alten Mann einige Sekunden lang starr an, dann schlug er mit der Faust auf das Pult, daß die Papiere emporflogen.

„Zum Henker mit Ihren Abberheiten!“ rief er wütend. „Hier sind keine falschen Beweise, hier ist kein Schuldloser, und wenn es dennoch der Fall wäre, so würde ich nichtsdestoweniger den Burschen vernichten.“

„Hm, es könnte anders kommen, als Sie glauben und wünschen,“ warnte der Schreiber. „Martin Grimm hat Freunde, die Ihnen die Stirn bieten.“

„So vernichte ich auch diese!“

„Das dürfte Ihnen schwer fallen, und Sie selbst haben nur Aerger und Aufregung davon.“

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte Streicher, die stahlgrauen Augen mit einem stehenden Blick auf den hageren Mann bestend. „Kennen Sie diese Freunde? Was veranlaßt Sie, dem Burschen die Stange zu halten?“

„Mein Rechtsgefühl,“ erwiderte der Schreiber. „Sie wollen ein großes Unrecht begehen, das Sie nie wieder gut machen können —“

„Und wenn dem so wäre, was geht es Sie an? Kümern Sie sich um Ihre Angelegenheiten!“

Knickburg schwieg, er legte ein Blatt Papier vor sich hin und schrieb die Annonce.

„In solchen Dingen muß man kurzen Prozeß machen“, knurrte der Matler, der seinen Spaziergang

durch das Zimmer wieder aufgenommen hatte. „Hoffentlich hat der Kaufmann Kreuzberg den Burschen entlassen; es wäre unverantwortlich, wenn er es nicht getan hätte.“

Er blieb stehen — der Postbote war nach kurzem Anpochen eingetreten, überreichte dem Matler einige Briefe und entfernte sich wieder. Habakuk Streicher vernahm, daß der Briefträger die Treppe hinaufgehen wollte; er eilte ihm nach.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er.

„Zur Frau Reinhard,“ lautete die Antwort.

„Ein gewöhnlicher Brief oder eine Wertsendung?“

„Nur ein Brief aus der Stadt.“

„Sie können ihn mir geben, ich bringe ihn nachher hinauf.“

„Das ist gegen die Instruktion,“ sagte der Postbote ruhig. „Ich muß die Briefe in die Wohnung des Empfängers bringen.“

Der Matler hatte unterdessen Zeit genug gefunden, einen prüfenden Blick auf die Adresse zu werfen; sie zeigte die großen, kräftigen Schriftzüge einer Manneshandschrift.

„Na, wie Sie wollen,“ erwiderte er, dann kehrte er in sein Bureau zurück. Aber kaum hatte der Postbote das Haus verlassen, als Streicher die Treppe hinaufstieg.

„Wo ist Madame Reinhard?“ fragte er das Dienstmädchen, das ihm öffnete.

„In ihrem Zimmer.“

Der Matler klopfte an und trat ein — sein erster Blick fiel auf den Brief, welchen die Witwe in der Hand hielt.

„Ich muß ein ernstes Wort mit Ihnen reden,“ sagte er in rauhem Tone. „Wollen Sie meine Tochter gegen mich in Schutz nehmen? Sagen Sie mir das ganz offen, Madame, damit ich weiß, woran ich bin; die halben Maßregeln liebe ich nicht, und Sie müssen es auch natürlich finden, daß ich von meinem Kinde Gehorsam verlange.“

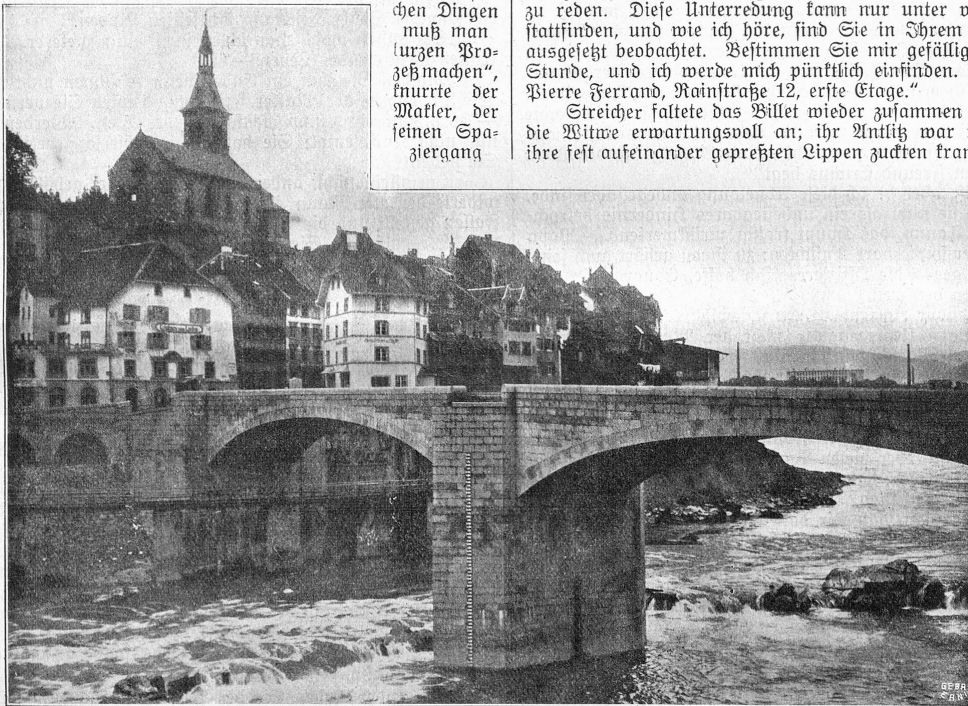
Sie schien seine Worte nicht zu hören — ihr unstätter Blick schweifte über ihn hinweg, und das Papier in ihrer zitternden Hand knisterte.

„Lesen Sie das,“ erwiderte sie, „ich habe es soeben erhalten — es kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel.“

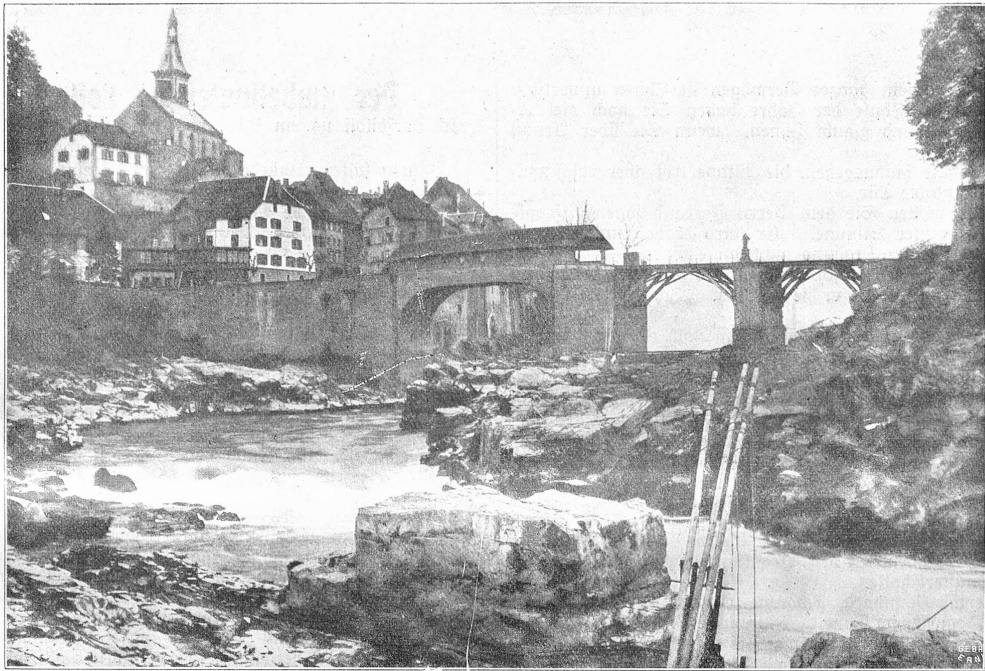
Habakuk Streicher nahm den Brief und trat damit ans Fenster.

„Madame!“ las er. „Ihr Bruder hat mich beauftragt, Sie zu besuchen und über gewisse Angelegenheiten mit Ihnen zu reden. Diese Unterredung kann nur unter vier Augen stattfinden, und wie ich höre, sind Sie in Ihrem Hause unangeseht beobachtet. Bestimmen Sie mir gefälligst Ort und Stunde, und ich werde mich pünktlich einfinden. Ergebenst Pierre Ferrand, Rainstraße 12, erste Etage.“

Streicher faltete das Billet wieder zusammen und blickte die Witwe erwartungsvoll an; ihr Antlitz war todesbleich, ihre fest aufeinander gepreßten Lippen zuckten krampfhaft.



Die neue Rheinbrücke, von Klnlaufenburg aus gesehen.



Die alte, jetzt abgebrochene Rheinbrücke in Laufenburg. (Am linken Ufer badisch Klein-Laufenburg.)

„Glauben Sie, daß Ihr Bruder noch lebt?“ fragte er. „Er ist so lange verschollen gewesen —“

„Ich muß es glauben,“ unterbrach sie ihn erregt. „Wie könnte dieser Herr mich in seinem Auftrage besuchen wollen, wenn —“

„Pah, dieser Herr kann die Geheimnisse Ihres Bruders erfahren haben und nun den Versuch machen wollen, seine Vorteile aus ihnen zu ziehen! Der Bruder selbst ist vielleicht längst tot und verschollen.“

„Wäre das nicht um so schlimmer?“ fragte sie mit sichtbar wachsender Angst. „Wer ist dieser Herr Ferrand? Was will er von mir? Soll ich denn niemals Ruhe finden?“

„Verlieren Sie den Kopf nicht, Madame,“ sagte er in einem ernststen, warnenden Tone. „Die Antwort auf alle diese Fragen werden wir erhalten, dann erst können wir beraten, ob eine Gefahr vorhanden ist, und durch welche Mittel sie beseitigt werden kann. Sie dürfen den Besuch dieses Mannes nicht empfangen; wie aus seinem Briefe nur zu deutlich hervorgeht, hat er es darauf abgesehen, Ihnen Angst einzusößen und Sie zu überrumpeln. Lassen Sie mich mit ihm unterhandeln; ich werde sofort erfahren, was wir von diesem Manne zu erwarten haben.“

„Und was wollen Sie tun, wenn er eine Drohung ausspricht?“

„Das weiß ich jetzt noch nicht, je nach den Umständen werde ich handeln. Wenn ein Opfer gebracht werden muß, so dürfen wir uns dessen nicht weigern, aber nur im höchsten Notfalle werden wir es bringen. Ich werde dem Herrn scharf auf den Zahn fühlen, verlassen Sie sich darauf; Sie selbst müssen, wenn es eben angeht, ganz aus der Geschichte herausbleiben.“

„Er scheint gut unterrichtet zu sein,“ sagte sie mit zitternder Stimme, während ihr angstvoller Blick unverwandt auf dem Kreuzstift ruhte. „Er weiß, daß ich hier beobachtet werde —“

„Was weiß er?“ fiel Streicher ihr barsch in die Rede. „Er kann nichts wissen, er kann nur vermuten, und er sagte das nur, um Sie an einen Ort zu locken, an dem Sie ganz in seiner Gewalt sind!“

„Aber es ist die Wahrheit, daß ich hier überwacht werde; ich kann nichts tun, ohne daß ich Ihnen Rechenschaft davon ablegen muß.“

Der Makler hatte den Brief in die Tasche geschoben, er

legte die Hände auf den Rücken und wanderte auf dem weichen Teppich auf und nieder; auch in seinen plumpen Zügen spiegelte sich die wachsende innere Besorgnis, die er zu verbergen sich vergeblich bemühte.

„Und das alles geschieht nur zu Ihrem Besten,“ entgegnete er. „Wenn ich es nicht getan hätte, so wären Sie mit offenen Augen in Ihr Verderben hineingerannt. Klugheit und Selbstbeherrschung fehlen Ihnen, Sie bedürfen eines Vormundes, der Ihre Schritte überwacht. Und zum Dank dafür, daß ich dies als treuer Freund getan und Sie vor Schaden bewahrt habe, verbünden Sie sich nun mit meiner Tochter gegen mich, Sie bestärken Anna in Ihrem Ungehorsam und beschützen einen Burschen, den ich hasse.“

„Und trotz all dem kann ich Ihnen nur raten, geben Sie nach,“ erwiderte sie. „Ich sehe in der Liebe dieser beiden Kinder eine Fügung der Vorsehung —“

Sie mußte abbrechen, sein höhnisches Lachen ließ sie nicht weiter kommen. „Fügung der Vorsehung?“ spottete er. „Und diese Dummheit sagen Sie mir in allem Ernste? Wenn es eine Vorsehung gäbe, dann wäre alles anders gekommen, Madame! Mit diesen Ammenmärchen verschonen Sie mich, ich bin ein verständiger Mann und kein Schuljunge; ich weiß, daß der Schwache dem Starken weichen muß, und daß mit dem Tode alles zu Ende ist.“

Sie hatte die Hände im Schoße gefaltet und das Haupt auf die Brust gesenkt, ein Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Wissen Sie das so bestimmt?“ fragte sie. „Sie könnten sich dennoch getäuscht sehen, denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

„Dem Esel, der seine Schuld bekennet, mag das blühen,“ sagte er mit verächtlichem Achselzucken. „Auch wegen der andern Angelegenheit, die noch immer nicht geordnet ist, müssen wir ein ernstes Wort miteinander reden.“

„Welche andere Angelegenheit?“ fragte sie überrascht. „Die Verwaltung ihres Vermögens!“

„Du lieber Gott, ich habe ja nicht einmal so viel, daß ich anständig leben kann!“ seufzte sie. „Wollen Sie mir auch das Wenige noch nehmen?“

„Sie reden da wieder Unsinn!“ höhnte er, während er langsam auf die Türe zuschritt. „Wenn man Sie und Ihre Magd ansieht, dann sollte man allerdings glauben, Sie nagten beide am Hungertuch; aber nicht Not, sondern nur Geiz ist die Veranlassung dazu. Sie sind reich, Ihr Mann war

es schon, und sein ganzes Vermögen ist Ihnen unverfügt zugefallen; im Laufe der Jahre haben Sie noch viel erspart — Niemand glaubt Ihnen, wenn Sie über Armut klagen.“

Er wollte hinausgehen, die Witwe trat aber rasch zwischen ihn und die Tür.

„Was wollen Sie dem Herrn Ferrand sagen?“ fragte sie mit gepreßter Stimme. „Er wird drohen und mit der Ausführung seiner Drohung nicht lange zögern —“

„Wie er in den Busch hineinruft, so wird es wieder heraushallen,“ unterbrach er sie spöttisch. „Ich lasse mich nicht ins Bockshorn jagen.“

Damit entfernte er sich und schon nach einigen Minuten verließ er das Haus, um Pierre Ferrand zu besuchen. Im ersten Augenblick stutzte er, als er über der Tür des Hauses, Rainstraße 12, den Namen des Bäckermeisters Heinrich Grimm las; er zögerte einige Sekunden, ehe er hineintrat, dann aber stieg er mit entschlossener Miene die Treppe hinauf.

Pierre Ferrand kam in der Tür seines Salons ihm mit dem Hut in der Hand entgegen; er war im Begriff, auszugehen.

„Ich komme im Auftrage der Witwe Reinhard,“ begann Streicher, nachdem er den Brasilianer mit einem scharfen Blick gemustert hatte.

„Bertha Reinhard, geborene Laßmann?“ fragte Ferrand in gemessenem Tone. „Bitte, treten Sie ein!“

Er bot dem Makler einen Sessel an, er selbst blieb stehen; der Solitär blickte an seiner Hand, die einige Male über den langen Wollbart fuhr.

„Sie haben der Frau ein merkwürdiges Billet geschrieben,“ erwiderte Streicher, während er den Blick durch das elegante Zimmer schweifen ließ. „Ich wünsche zu erfahren, was Sie damit bezwecken.“

„Kennen Sie den Bruder derselben?“ fragte der Brasilianer ruhig.

„Nein, ich habe ihn nur einmal sehr flüchtig gesehen, und das ist schon lange her.“

„Ich glaube, er ist vor 25 Jahren von hier ausgewandert.“

„Tawohl, und er war seitdem verschollen.“

Pierre Ferrand zuckte mit den Achseln und holte ein Zigarettenetui aus der Tasche, dann ließ er sich ebenfalls in einen Sessel nieder.

„Verschollen!“ wiederholte er mit einem nochmaligen Idr in Verbindung bleiben würde? Ich weiß nicht, ob Sie Achselzucken. „Konnte seine Schwester erwarten, daß er mit die Geschichte dieser beiden Geschwister kennen —“

„Ich kenne sie!“

„Sie wohnen schon lange in dem Hause der Witwe Reinhard?“

„Seit sechszwanzig Jahren; ich bin ihr einziger Freund, sie hat keine Geheimnisse vor mir.“

„So, so, nun, dann begreife ich nicht, weshalb Sie mich fragen, was ich mit jenem Billet bezwecke. Der Bruder der Witwe hatte auch vor mir keine Geheimnisse.“

„Wo lebt er?“

„In Brasilien.“

„Natürlich als Bagabund?“

„Doch nicht so ganz,“ erwiderte Ferrand ruhig. „Die Schuld, daß er auf keinen grünen Zweig gekommen ist, liegt weniger an ihm, als in den Verhältnissen. Er hat sich ehrlich geplagt, aber ihm fehlten von vornherein die Mittel, etwas zu unternehmen, was ihm lohnenden Erfolg gesichert hätte. Das war die Schuld seiner Schwester, die ihn dazumal mit leeren Händen fortgeschickt hat.“

„Erlauben Sie, das weiß ich besser!“ sagte der Makler mit einer Geberde des Unwillens. „Sie gab ihm tausend Thaler —“

„Und Sie glauben vielleicht, das sei ein großes Kapital, mit dem man ein Bankgeschäft begründen könne?“ spottete Ferrand. „Wenn Sie die Kosten der Reise berechnen, wenn Sie ferner bedenken wollen, wie lange Zeit man nötig hat, um sich in einem fremden Lande einzuleben und die Sprache desselben zu erlernen, dann werden Sie zugeben, daß man mit tausend Talern nicht weit reicht —“

„Nah, es gehen Leute hinüber, die keinen Pfennig haben und dennoch drüben zu etwas kommen!“ (Fortsetzung folgt.)

Der Imbellwatter vo Lofstorf.

Es Dorfbildl us em Låbe von Hanna Fröhlich.
(Nachdruck verboten.)

Immer sältener wårde d' Original — eußi Zyt loht sie nümme loh uswachse und usriifne. — D' Mõntfche wårde hütigtags wie's bi de Maschine goht, alli g'schtanzt, prægt, g'goße, nach eim Model. Drum dunkt's ein denn õppis ganz merkwürdigs, wenn's au no derigi git, wo nid i das gwõhnlech Modell ine wånd passe. So Eine isch der Imbellwatter vo Lofstorf gfi. „Er ruhe sanft“ — cha me leider jez scho sage, aber zue sine Låbzte het's ganz Dõrfti sich õppis druf ibildet, wil er vo Lofstorf gebürtig gfi isch. Nume wårn mänge-n-überfrot gfi, wenn er de rächt Name hätt ibille-n-ageh — Bonifazius Råbsome ischt aber au en gschpånge Name — drum het er halt bi Alt und Jung der „Imbellwatter“ gheiße, noch sim Bruef, und er sãlber hets au am liebste ghõrt. Verzellt het er gån us frõmde Låndere, was er all's gseh und erlãbt het, und s' ischt woher, er het au õppis z' verzelle gwüßt, de ganz Obe isch e mde Fåde nie usg'gange. Zue finer Ehr mues i sage, er het's nid gha wie mänge-n-alte Ma, er het sech niemerem ufdrängt, nume wenn ame die junge Burschte bãttlet hãnd, wenn er hinder sim Schõppfli Rote g'gsåze-n-isch: „Imbellwatter, verzell is das no einisch — weisch vo dem Bildhauer z' Hamburg unde“ — denn isch es gfi, wie wenn d' Sunne-n-ob sie abegoh, no en alte Huusgibel vergoldet — i dem guete-n Alte-Mãndli-Gsicht hãnd alli Rånzle-n und Fãllli afõh lüüchte. „Se nu so denn“ — het er gseit, denn sind scho alli mit ere-n Andacht a sine Lippe ghanget, daß mänge Herr Pfarrer froh wår, über so nes ufmerkfams Publikum.

„Ehr meined jez — i weis es woll — i seig en gschpånge Rãrli — es mag õj schimme, aber so gschpånge bin i gliich nõtig, wie mi Meischter dert z' Hamburg unde. Es nimmt Ech dãnkt wunder, wie-n-i so wiit fort cho bi, scho mit 20 Johre — es isch scho so lang Gras drüber gwachse, daß i's ohni Gfohr cha verzelle. — We gseht mer's halt jez nümme-a, i bi-n-en rãchte Vuusbueb gfi und ame schõne Tag isch mer de Bode z'heiß worde-n under de Füße. S' Turne isch do z'mol grad ufcho, wo-n-i jung gfi bi, und will i fãrti Zyr für en flotte Bursch g'gulte ha (me gseht zwar jez au nit meh dervo), hãnd sie mi bald zum Vorturner gwãhlt, und nãcht dem bin i no der Aftuehrer gfi bi alle Lumpstüdtli, wo mer z'sãme verübt hãnd. Und wenn is mængisch au nid gfi bi, hãnd doch dertfür g'gulte und ha mer meh ibildet druf, als mänge General. Mer hãnd do in eufem Dõrfti gar en strange Pfarrer gha. Das het's eus junge War begrifflech nid chõnne, und wo-n-er do gar no i der erschte Neujohrspredig vo der Rånzle abe afõh het loszieh, es sieg en Sünd und en Schand mit bene wiße Hofe vo de Turner, wenn's denn mues d' Glieder verrãnt si, wie's die neu Mode seig, denn tãeg's es au i de gwõhnliche Hofe, die wiße seige mit eim Wort „unmoralisch“ und hebe nume de Zwãck, d' Weitsicht z' verführe. Ehr chõnmed Ech dãnke wie mer Turner gschuumet hãnd und dem Pfarrer Rach gschwore. Am gliiche-n Obe no ischt en Versãmmli gfi im Stãrne, und dert ischt-en Beschluz gfaßt worde. Zwee Tag druf — de Pfarrer het Gwohnheit gha schier mit Sunne-lufgang i Garten-ufe — hanget a finer Huustür en Ghãntke. Erst wo-er-ne het welle abe neh, merkt er, daß es nur en Schtraumanoggel isch. S'i's Ebebild, nogmacht bis uf's Stüpfli, nume daß dem en schrõckliche Gãlli zum Hals ushanget! Uf der Bruscht het de Ghãntknig en Zedel gha, druf isch gschtãnde:

Mergere ihn bis auf's Blut

Bis er endlich dieses tut.“

Das het aber igschlagel! — Ehr mached Ech kein Begriff wie dr Mõntfch loh het! Uf's Bricht isch er gfare, bis uf Marau ine — das seig en Verlegig vo-n Amt und Würde-n-i finer Pãrson! — Er gãb nid ab, bis er de Tãter im Zuchthuus verforget wüßti! S'isch nid lang g'gange, so heißt's im Dorf schier eischtimmig: ich heb das gmacht. Mer Turner, wo gwüßt hãnd wer's gfi isch und doch enand nid hãnd welle verrote, mer hãnd z'sãmeghebt wie Gigeharz. Drum isch do no einisch Sõtig gfi im Stãrne und isch beschlosse worde, es seig besser, me hãlft mer i d' Frõndi — die andere hebed denn Rueh. Mis Bündeli isch wãger gfi gmacht gfi, arm bin i gfi wie-n-e Chilemuus und briegget het au niemer bim Abschied. Z'sãmegschtüret hãnd sie wacker und ghandlet a mer wie rãchti Frõnd und no i der gliiche Nacht han-i-uf

und furt müesse, mer händ im Fride nümme trouwet! Me-n-isch säb Mol nong so gfit wüt gfi wie hüt mit em Dampf-roß. Derfür isch d' Polizei au nid so gleitig hinder eim här gfi — i ha mi dert für mängi Bueche bim-e Buur verdingt zum tröfche und erscht z'huustage, wo de Frühlüg cho isch, bin i wüterzoge. Ich will Ech de wüt Wäg nid bschreibe, und was i alles underwägs agfange-n-und probiert ha — es wurd Ech doch nume langwillig. Churzum, i bin ämel ame schöne Tag z' Hamburg gschande-n-i der großmächtige Schtatt und bi mer so mueterseelen essei und verlasse vordcho, daß mer s' brüele-n-am nächschte gfi isch. Gald han-i zwar no gha, i ha mr underwägs mi Underhalt immer verdienet, und uf der Isebahn z'fike — dert, wo sie z' Düütschland usse-n-eini gha händ — das wär mer nid z'sinn cho — es hätt mer no gschöchtel! Es isch en schöne Herbsttag gfi säb Mol, und i ha just überleit, ob i ächt nid wider bim-e Buur well istob, über de Winter. En fründliche Polip het mer gseit, wo-n-i dure mües — es het do no rings um Hamburg ume grofi Land-güeter gha, wo siber Schtatt und de Möntsche händ müesse wüde. I bi fröblech mis Wägs glosse, do rafflet hinder mir uf der Landtroß en Milchwege. Er het mi bald igholt, es chlis Manndli isch d'obe gässe-n-und het gutschiert. Bi mer zue macht er halt und frogt, ob i well ufschiege. S'isch guet gfi, daß i vo miner lange Wanderschaft scho zimli Plattdüütsch verschtande ha, sunsch hätt mer nid emol z'fäme chönne rede. S' het eis Wort s' ander g'geh, i han em gseit, i well mi verdinge bim e Buur, do chlopt er mer vor Freud uf d'Wesle, i ha gmeint i gschä s' Füür im Esfaß unde. — „Das trifft sich jo fein, grad so ne Bursch chönnt i bruche.“ Er het nid grogt: wo chumst här, nid wo gohschd he — er het ganz eifach nume gseit: „Chumm mit — de channsch grad mit mer heifahre“. Es isch mer fastcht echli gschpähig vordcho — bin eus deheim seit me de Norddüütsche noh, es siege stüfi Möntsche wo vill meh uf d' Forme gäbe als anderi Rasse, aber das isch bi dem Buur sicher nid de Fall gfi, sunsch hätt er mi nid grad per „Du“ agrebt. Wi i no so gschdundert ha, fahre mer au scho zum Hofstor i — poß kuufig isch do es chlis guraschierts Wibli uscho — isch ächt das mim neue Meischter d' Frau! — hani dänkt. Sie isch nid emol grofi verwunderet gfi, daß do no eine mitfahrt: „jo bringst wider Eine“ — het sie ganz chüel gseit und i ha gfi gwüßt, das isch jez ehnder en nächst Norddüütschi! Es isch es paar Tag g'gange, bis sie Vertrouwe gfaht het zuemer — erscht wo sie gseh het, daß i uf em Buureland uswachse bi, het sie ame-n-Obe afoh verzelle. Es seig es Unglück, daß ihre Ma so-n-es guets Härz heb, sie möge huuse-n-und schaffe wie sie welle, am Wend vom Johr hebe sie allewil echli hinderki gemacht. Das chömm nume vo dem, wil ihre Ma die fir Idee heb, er mües alle Rütie hälfe. Es isch nämlich die säb Jyt scho chl so gfi wie jez, de „Zug nach der Stadt“ het men au scho gschpürt, nume händs die Lichtgläubige fastcht no meh z'bereue gha, wil's no fastcht kei Industrie gha het. Churz vor mir het er schints es all's Föfelwibli brocht uf' s'Guet, wo nid emol so chraftig gfi isch, daß sie het möge-n-en Hau e gschwinge — me cha dänke, was die het möge verrichte ime grofi Buure-gwärt! Und's Grütsliqsch seig denn ame für d' Frau, bis sie die Lüt wieder los isch. — Erbarme heb sie jo gwüß au, aber me chömm sich nid sälber an Bättelstab bringe, für derigi unnützi Brotläffer. En rächte Bigriff vo dere Sach hani erscht übercho, wo de Meischter ame schöne Tag wider en junge Ma ab em Milchwege-n-abladt. — Was me us em föll mache, het me nid rächt gwüßt, s'isch kei Herr und au kei Buur gfi, wenn's nid en Anfinn wär, chömm me säge: usgeh het er prezis wie-n-en Handwärtsbursch im e Gesellschaftszug. Z'obe het er do gluegt es paar Wort mit mer elei z'rede und het mer sis Leid gchlagt. Er isch nämlich en Bildhauer gfi, ohni Arbeit und de Meischter heb em nume zur Antwort g'geh: was das seig, en Bildhauer, das wüß er zwar nid, aber es wärd woll gliich fi — er bruucht uf sim Guet en Säuhirt und er föll jez nume mit ihm heicho. — Wenn mi de Bursch nid verbarmet hätt, so hätt i luut use müesse lache — ich han en do tröschtet: es heb scho mäng grofi Ma Chie oder Säui ghüetet im Lade und 's heig finer nochhärige Gröfi kei Abbruch toh. Freilich, wie das no usechäm, hätt i sälber nid dänkt. De neumodig Säuhirt het exakt drei Tag sis Amt verseh — do isch 's em scho wieder abgnoh worde! Me mues sich halt vorchtelle, dert isch alles ganz andersch als bi eus. Was echli en größere Buur isch, de het sim Dreihundert Säui

— aber nid öppe deheim im Stal — nei vorusse sind sie und de wo sie hüetet het gnueg ufz'passe, daß sie sech nid verlaufe, am Tag S' isch no bsonders schwierig gfi bi eufem Meischter, weil ringsum mächtig grofi Wald gfi isch, do het sich mängs Säuli drin chönn verlüre. Am erschte Tag isch es eufem Bildhauer noch guet gange, am zweute het er scho meh g'chlagt, die Bicher froged em gar nit dernoch und de Hund erscht rächt nid — und am dritte Tag isch er mit drü Säuli weniger hei cho als er uszogen isch. Me sind noh bis z'nacht spot uszoge go sie sueche — s' het alles nit gnüzt, die Säuli sind nümme füredo. Aber au dem Meischter sis wüetcht Tue het nit gnüzt — Herr Meischter, i han Ech's vordhär gseit, i fig en Bildhauer — worum händ Ehr nid welle lose? Jez het sich au d' Meischteri drigleit und het afoh ihrem Alte-n-abeube nach Note — „begriffst jez ändlich, du eifältige Möntsch, daß en Bildhauer kei Säuhirt isch?! — I bi nume froh gfi, daß i nid d' Hälfti verschtande ha, i hätt mi sunsch no müesse scheniere. Jo nu, de Bildhauer fimmer los gfi und es paar Tag isch Fride gfi im Land, de Meischter isch ziemlech tuuch umenand glosse. Z'lescht het er aber allwäg dänkt, es schad i em in eufe-n Auge, wenn er gar jo verpillt gäb — und soht do am e schöne Obe a blagiere von finer berühmte Verwandtschaft. Er heig en Better z' Paris inne, der seig dur n en Erfindig zum schteinreiche Ma worde. Es heb emol inne Johr so wenig Fueter g'geh dert umenand und er heig bald nümme gwüßt, wie-n er's mües mache, für fini Milchhunde z'befridige i der Stadt Paris. Do ame schöne Tag gange de Better i der Verzweilig is grösch Brüllgeschäft z' Paris und heb en mächtig Brülle bschelt, mit schön fastgrüne Gläser. Z'erscht heb ers do mit einer Chue probiert und heb ere sie ufgejet und richtig! Die heb afoh frässe wie läß, fogar urchigs Strau — und Milch heb sie g'geh — er heb bald nümme gwüßt was afoh mit dem Säge. Natürlech isch er do den andere Chüene au no go grüeni Brülle chaufe, und sid er isch er en machte Ma, mit Better. I ha scho lang gseh, wie d' Frau Meischteri verächtlich dreiluegt, wo-n er so verzellt, jez soht sie do au a: „Jo bis nume schtill mit dim Better — dernäbe-n isch er öppe nid de Gschidsch! I will Ech jez au es Schtückl verzelle von ehm. Also de gliich Better het efange sächs Meitschi gha — und ame schöne Morge isch es wider drum ztue gfi, daß wider sone Nerdebürger well arüde. Begriffst het de Ma i finer Ufregig fastcht nid chömm-n-abfahre, er het aber zleisch doch ab müesse mit finer Milch und het do de Bricht hinderloch deheim, me föll em denn telephoniere ob's ändlich en Bueb seig. Chum het er efange die halb Milch verteilt gha, so loht's em kei Ruch meh, er het gschwind sälber müesse telephoniere. Zerscht duurts en langi Wil, do ändlich chumt de Bricht: es isch n Bueb cho — de Better het nümme witer glost und schtürmt nume i d'Wirtschtube-n-ufe und seit zue alle wo dert g'fäße sind, sie sollte jo vill trinke-n als sie möge, uf fini Ghöschte, so nes Glück wie n-im widerfahre seig mües me füere. Die händ sich natürlig nid zue Mol loh ilade und bald isch es an es Bravoriefe und an es Suufe g'gange, de Wirt het nume so gschmunzelt und eufe Better het de Milchwege und d' Milch und d' Chunde — alles miteinander vergäße. Do wird er wider as Telephon grüest — es ahnt em nit Guets, was het's ächt g'geh! — „Sie händ denn s' sibet Meitschi übercho — sibet's dure Trichter — i gratuliere! Jez het er afoh flueche: Donnerwätter sind er verrückt! — Vor en e Schund hebs gheife, en Bueb seig cho! was isch denn das? — „Se jo de Bueb isch immer no do — Sie händ jo nümme wüter welle lose — er het nämlich en Wächsel vo de Bank präsentiert — es sind 300 Franke und mer wüffi-n i dem durrenand nid was afoh.“ Aber jez isch dem Better d' Freud vergange — deheim en Wächsel über 300 Franke und im Wirtschus hets jez au bald zweihundert gemacht — d' hoor sind em z'bärg gschande. Ehr müend nämlich müesse, dozmol isch er no gar nid ritich gfi! — Aber ich meine, so Eine isch sicher nid de Gschidsch!“ Mer hätte gärn härzhaft use glachet, aber mer händ is nid getraut, de Meischter het gar wüetig drigluet. — Er het sich us der Bildhauergschicht do doch en Lehr zoge und nümme so vill allerlei mit heibrocht. I bi no mängs Johr bin em b'blibe und mer sind guet uscho z'fäme, s' isch woher, nume wo-n i do vo der Bäsi sälig mis Hüüslg'erbt ha, do het's mi wider heizoge isch Schweizerländli, und jez bin i en alte wunderliche Jung-gell.

Aber s' het siber gwüß scho mäng dänkt: s' isch schad, daß der Imbest-Batter nümme läbt.

Briefkasten

Fr. M. in P. Es geht Ihnen, wie vielen mit uns, man kann und will nicht glauben. Die scheinbar unbarmherzig fortschreitende Zeit muß helfen über das schwer zu ertragende hinwegzukommen. Und es sind der Mitleidenden ja so unendlich viele, daß es ein großes Unrecht wäre, seinen Schmerz laut werden zu lassen. Und es ist dies ja auch nicht der Scheidenden Wunsch. Ihre wohlthuenden Grüße seien herzlich ver dankt.

M. G. in S. Ihre schätzbare Zuschrift kam inso weit verspätet, als Sie den Gegengruß nicht mehr von der erwünschten Hand erhalten können. Sie seitens grüßend, kommen wir gerne später auf Ihre Anfrage zurück.

Was dem Haarwuchs schädlich ist.

Die herrschende Moderichtung beginnt mit den Haarunterlagen, die bisher zu einer guten Frisur unerlässlich war, aufzuräumen. Ebenso verschwinden die falschen Locken, die so bequem auf dem Schoße zu ordnen waren. Das Brennen des Haares, vor allem das ihm so schädliche Krepfen, kommt neuerdings auch in Weaßfall, dafür sind weichere, lockere Wellen in Aufnahme gekommen. Diese Wellen aber, so flach sie auch den Kopf umgeben, bedingen doch (wenn sie recht gefällig geordnet werden sollen) eine gewisse Länge und Fülle des Haares, und diese ist leider in vielen Fällen nicht mehr vorhanden. Nun erst werden wir zu unserem Schaden gewahrt, wie sehr wir unsern eigenen Haarwuchs durch Unterlegen von Haarwolle, Drahtgestellen, das Befestigen mit Lockenpuffs, das die Verwendung so vieler Nadeln notwendig machte, in seinem Wachstum geschädigt haben. Den schönen Glanz, der gut gepflegtem Frauenhaar sonst eigen ist, vernichten wir durch allzuvielen Krepfen mit allzuheftigen Eisen, und seine Länge reduzierten wir durch das jedem Haar so schädliche Towieren. Dennoch kann das Haar bei entsprechender Pflege bald wieder die gewünschte Länge erreichen, wenn man ihm eine recht sorgfältige Behandlung zuteil werden läßt. Dazu gehört vor allem ein regelmäßiges Waschen des Kopfes entweder mit einer milden Seife und leichtem Boraxwasser, oder mit Eigelb, das man mit Wasser verquirt. Um das dem Haar ebenfalls schädliche Verwirren beim Waschen zu vermeiden, flechte man es rechts und links lose in einige Zöpfe, in die man am Ende ein Band einflechtet, das man zum Schlaß fest verknötet. Nach dem Waschen ist das Haar in recht lauwarmem Kamillentee gut zu spülen und sorgsam trocken zu reiben, nachdem man es aufgeschlochten. Der Kamillentee beseitigt nicht nur jeden Rest von Seife, sondern macht das Haar auch seidenweich und locker und gibt besonders braunem und blondem Haar einen schönen Glanz. Nachdem man Haarbürsten und Kämmen ebenfalls von Staub und Schuppen durch sorgfames Waschen mit Salmiakwasser befreit hat und darauf sorgfältig spült, kämmt und bürtet man nun das Haar recht gut durch, flechtet es wieder in mehrere Zöpfe und bindet ein Tuch darum, wenn man sofort danach zu Bett geht. Zum Gedelien des Haares trägt es in besonderer Weise bei, wenn man es nach einer solchen Wäsche von der Sonne trocknen lassen kann, doch ist Zugluft dabei zu vermeiden. Das am andern Morgen schön lockere und

wellige Haar verfuhe man nun möglichst ohne Brennen und Towieren zu ordnen. Zum Binden verwende man am besten ein seidens Band, da ein wol lenes oder Drahtband dem Haar schädlich ist. Monatl ich ein- bis zweimal flechte man das Haar zu einem Zopf und schneide all die kleinen und gespaltenen Härchen, die aus ihm hervorstipriehen, mit der Schere ab. Besser als viele Stablnadeln sind große Hornnadeln mit recht glatten Spizen. Macht sprödes Haar ein Einsetzen notwendig, so darf nicht das ganze Haar, sondern nur der Daarboden mit wenig angefeuchteten Fingerspizen, die man in Mlettenwurzelsöl tauchte, eingesezt werden. Von dort aus wird es in genügender Weise durch den Kamm auf das Haar übertragen. Zu fettiges Haar, das in einem Haarleiden seinen Ursprung hat, bürtete man einen Tag um den andern längere Zeit sorgfältig durch, nachdem man es zuvor mit einem guten Saarvuder (in Drogerien erhältlich) mittels Wattebäuschchen bestäubt hat. Bei dieser Haarpflege, die natür lich längere Zeit regelmäÙig fortzusetzen werden muß, wird man bald den gewünschten Erfolg erzielen und sich in nicht zu langer Zeit eines eigenen, üppigen Haarwuchses erfreuen, der jede Verwendung falschen Haares überflüssig macht.

Neues vom Büchermarkt

Küche und Gesundheit von Dr. med. D. Schär, Leit. Arzt des Sanatoriums Monte Brè bei Lugano. — Koch- und Heilkunst. Brotschrift N. 2. — oder Nr. 270. — Im Verlag Reform-Stuttgart erschien dieser Tage ein Werk, das äußerst reich illustriert ist und sich anlehnt an einen Vortrag des Verfassers in einer großen Metzerverammlung in Zus im August dieses Jahres. Der Schwerpunkt einer richtigen Ernährung liegt nicht allein in der richtigen Auswahl der Speisen, sondern ganz besonders in der richtigen Zubereitung. Nach dieser Richtung ist in den letzten Jahren sehr viel wissenschaftlich gearbeitet worden und es ist nur zu begrüßen, daß diese Seite der Ernährungsfrage einmal von so autoritativer Seite behandelt worden ist, welche zugleich manches MäÙel mangelhafter Konstitution von Familienmitgliedern und vieler Mißerfolge in der Ernährungsfrage auf allgemein leicht verständliche Weise löst. Das Buch wird kaum in einer Haushaltungsschule fehlen dürfen und für Krankenhaus und Sanatoriumstätigkeit äußerst wertvolle Winke geben. Es ist daher zur Anschaffung jedermann warm empfohlen, ganz besonders Familien, wo Krankheiten häufig sind.

Aus dem Vorwort über das Werk: Gale. Sechs Weihnachtsgeschichten. Verlag: Drell Hübl, Birm. — Ein trefflicher Erziehungsfaktor ist der jeweilige Gemütszustand der Kinder. Ihre Gefühle sind am gleichartigsten, stärksten und allgemeinsten vor dem Weihnachtsfeste, das so recht das Fest der Kinder ist. Der Erzieher benützt diese Gelegenheit, um möglichst kräftig auf das empfängliche Herz einzuwirken. Zu diesem Zwecke lesen viele Lehrer ihren Schülern gern Weihnachtsgeschichten vor, doch fehlt ihnen oft der gute Stoff. Auf der Suche nach solchem ist Gale auf vorliegende Erzählungen gestoßen, welche wie er glaubt, speziell dem Lehrer willkommen sein dürften, da sie besonders obigem Zwecke dienlich sind. Sie eignen sich aber auch vorzüglich für die Hand der

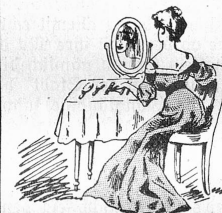
Mutter und reiferer Kinder und werden letzteren ohne Zweifel eine sehr willkommene Weihnachtsgabe sein.

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia von Adlersfeld-Ballegrem. Fünfte Auflage. In vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 2 Mk. Verlag von J. J. Weber (Illustrierte Zeitung) in Leipzig. — Die Befangenheit im Umgange mit den Mitmenschen ist für den, der ihr unterworfen ist, eine recht lästige Beigabe zur Geselligkeit und verleidet sehr oft jungen wie auch älteren Leuten den rechten Genuß an dem geselligen Beisammensein, namentlich wenn das Leben sie in Kreise führt, denen sie bisher fern gestanden. Die Befangenheit hat zu meist ihre Ursache in der Unkenntnis der Umgangsformen. Das vorliegende, geschmackvoll ausgestatete Buch gibt nun in der klaren und leichtfaßlichen Form des Katechismus eine Anleitung, sich die in den Kreisen der Gebildeten aller Stände unerläßlichen Formen anzueignen und sich die Natürlichkeit zu bewahren, die uns über die Maschine erhebt und die den Keuling den Kreisen, mit denen er gleichwertig verkehren will, menschlich nahebringt. — Die Literatur über den „guten Ton“ ist seit Knigges „Umgang mit Menschen“ mehr und mehr angewachsen, jedoch dürfte kein Buch in seiner Art so meisterhaft ohne alles Beiwerk, das den Leser nur verwirrt, geschrieben sein, wie der vorliegende Führer der bekannten geistvollen und lebensflugen Verfasserin. Das Motto: „Weißt natürlich“, verweist auf angenehm die etwas fremd anmutende deutliche Form.

Nützliche Winke

Das Reinigen der Türen und Fenster, sowie der Möbel, welche mit Lackfarbe gestrichen sind, wird vielfach ganz in unrichtiger Weise vorgenommen. Man bedient sich mit Erfolge einer Mischung von Salmiak mit kaltem Wasser im Verhältnis von 1 zu 20. Etwas umständlicher aber besser ist folgendes Verfahren: Man kocht etwa 500 Gr. Weizenkleie mit 5 Liter Wasser unter Zugabe von 50 Gr. Schmierseife. Die gemommene Lösung filtriert man kochend durch ein Leintuch, wäscht hiermit nach dem Erkalten die Türen, Möbel usw. ab und reibt mit einem weichen Leder trocken.

Zur gefl. Beachtung! Bei Adressen-Veränderungen ist es **absolut notwendig,** der Expedition **neben der neuen, auch die bisherige, alte Adresse** anzugeben



Die Wirkung der Crème Simon auf die aufgetrippenen Hände und Lippen, Nase, Hautschuppen, Raubheiten etc. grenzt ans Wunderbare. Diese kleinen Unannehmlichkeiten verschwinden in wenigen Stunden wie durch Zauber macht. Sonnenbrand, Hosen, Insektenstiche werden sofort durch den Gebrauch **unierer Crème** gemildert. Dieselbe ist ebenfalls zur Anwendung auf der so empfindlichen Kinderhaut sehr geeignet. Die **Crème Simon** beseitigt in äußerst wirksamer Weise das durch das Rasiermesser verursachte Brennen der Haut.

Gailleries
Unvergleichlicher Nährwert.
MILCH-CHOCOLADE